

fangen in ihrer eigenen Welt, sie wird kleinteilig inmitten dieser großen Krise, die das Land durchlebt, sie schafft es nicht heraus aus diesem Korsett, das sie sich in den vergangenen Jahrzehnten zugelegt hat. Während Bernie Sanders die Zerschlagung des Großkapitals fordert und Trump die Rückkehr von Arbeitsplätzen aus China und Mexiko verspricht, schlägt Hillary Clinton die Senkung der BAföG-Zinsen vor.

Dabei würde Clintons Politik für viele Amerikaner eine Verbesserung bedeuten. Sie möchte Obamas Gesundheitsreform fortführen, sie verspricht die Einführung der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und das Recht auf bezahlte Elternzeit. In der Außenpolitik steht sie für einen aggressiveren Kurs, der auf das Militär setzt. Während Trump am liebsten aus der Nato austräte, würde Clinton Amerikas außenpolitisches Engagement verstärken. Er ist Isolationist. Sie ist Interventionist.

Unter dem Eindruck des Erfolgs ihres Konkurrenten Sanders ist Clinton im Wahlkampf deutlich nach links gerückt, sie fordert jetzt ebenfalls die Zerschlagung des Schattenbankensektors und eine Sondersteuer für Millionäre. Ihr Programm ist nicht visionär, aber es würde für Amerika,

in dem der ungezügelte Wildwestkapitalismus vielen noch immer als Paradigma gilt, einen Fortschritt bedeuten.

Clintons Wahlkampfbotschaft verdichtet sich in einem Satz, den sie an diesem Abend in der Turnhalle in Iowa ruft: „I get things done.“ Sie ist eine Macherin, das ist ihre Botschaft. Ihre Kampagne setzt darauf, dass die Menschen sie wählen, weil sie First Lady, Senatorin und Außenministerin war und den Einzug ins Weiße Haus nun verdient hat. Sie geht davon aus, dass die Amerikaner sich in Krisenzeiten nach einer erfahrenen Staatsfrau sehnen. Erfahrung aber ist in diesem Jahr nicht gefragt.

In Georgetown, einem Stadtteil von Washington, D. C., sitzt Melanne Verveer, 71, eine der wenigen Freundinnen von Hillary Clinton, in einem lindgrün angestrichenen Stadthaus. Hier ist das Institut für Frauen, Frieden und Sicherheit der Universität untergebracht, das sie leitet. Verveer sagt, Hillary habe „andere Qualitäten“, als eine geborene Wahlkämpferin zu sein.

Die beiden Frauen kennen sich seit dem gemeinsamen Studium in den Siebzigerjahren, Verveer wurde Hillary Clintons Vertraute, unterstützte Bill Clinton 1992 im Wahlkampf, stieg nach seinem Sieg zu

seiner Beraterin auf. Im Weißen Haus war sie Hillarys Stabschefin.

Verveer glaubt, dass Clintons ruhige Art und ihre Erfahrung etwas seien, was dem Land in stürmischen Momenten guttue. „Wir erleben Zeiten, in denen sich Demagogen wie Trump erheben“, sagt sie. „Aber Politik ist die Kunst des Machbaren, und darin ist Hillary sehr gut.“

An der Wand in Verveers Büro hängt ein buntes Poster von einer Konferenz der Vereinten Nationen, die im September 1995 in Peking stattfand, zu einem Thema, das Clinton seit je am Herzen liegt: Frauenrechte. Verveer hat sie damals begleitet, sie schildert die Konferenz als einen Schlüsselmoment in Clintons Leben.

Die Reise der First Lady nach Peking war damals im Weißen Haus umstritten. „Es gab im Regierungsapparat einige, die sagten, wir sollten nicht fahren“, so Verveer. Das Manuskript ihrer Rede für Peking hielt Clinton bis zum Abflug geheim. „Wenn die vorher ans Weiße Haus gegangen wäre, hätte es sie nicht gegeben“, glaubt Verveer.

Die Geschichte der Frauen sei zu lange eine Geschichte des Schweigens gewesen, rief Clinton in Peking auf der Bühne. Frau-

Ein teures Paar

Lobbyismus Hillary und Bill Clinton kassierten über die Jahre 150 Millionen Dollar für Reden und Auftritte. Die Deutsche Bank war einer ihrer Hauptkunden.

Es war ein kleiner, illustrierter Kreis, zu dem Hillary Clinton am 7. Oktober 2014 in New York sprach: Vorstände und Aktionäre der Deutschen Bank. Der vereinbarte Preis für die Rede der Exaußenministerin: 260 000 Dollar. Ein halbes Jahr später gab Clinton ihre Kandidatur für die US-Präsidentschaft bekannt. Bereits im August 2014 hatte Ehemann Bill die Deutsche Bank Championship eröffnet, ein Golfturnier, bei dem der Sieger knapp 1,5 Millionen Dollar erhielt. Das Honorar des Expräsidenten: 270 000 Dollar.

Kein anderes deutsches Unternehmen wirbt so aggressiv um die Gunst der Clintons wie die Deutsche Bank. 1,25 Millionen US-Dollar zahlte das Geldhaus dem ehemaligen US-Präsidenten und seiner Frau seit dem Jahr 2005 für Reden vor Vorständen, Managern und reichen Privatkunden. So steht es in den Steuererklärungen der Clintons. Die Deutsche Bank kommentiert die Honorare nicht, bestätigt aber die Zahlen. Sie

hofft offenbar darauf, sich so den Zugang zur Spitze der amerikanischen Regierung zu sichern – für den Fall, dass Hillary Clinton im Januar 2017 ins Weiße Haus einziehen sollte. Sie und ihr Mann haben in den vergangenen Jahren Dutzende gut bezahlte Reden vor Großkonzernen und Investmentbanken gehalten. Vor allem ihr demokratischer Rivale, der Sozialist Bernie Sanders, wirft der ehemaligen Außenministerin ihre Nähe zur Wall-Street-Elite vor. „Senatorin Clinton hat für Goldman Sachs Reden gehalten, für 225 000 Dollar pro Rede“, sagte Sanders Mitte April. Er lehne eine Präsidentschaftskandidatin ab, die „so sehr von den Interessen der Wirtschaft abhängig“ sei.

Die Clintons sprechen nur ungern über ihre Auftritte: „So viel haben sie eben angeboten“, sagt Hillary nur, wenn sie nach den sechsstelligen Honoraren gefragt wird. Sie hält ihre Rede-manuskripte weiter geheim, auch über den Ablauf der Events ist wenig be-

kannt. Als die Clintons 2015 auf Druck der Öffentlichkeit ihre Einnahmen offenlegten, wurde die Dimension ihrer Geschäfte deutlich: Mehr als 150 Millionen Dollar haben die beiden mit ihren Auftritten verdient, seitdem Bill das Präsidentenamt im Jahr 2001 abgegeben hat.

Der Nachrichtensender CNN veröffentlichte zudem kürzlich interne Unterlagen einer New Yorker Redneragentur, die Hillarys Auftritte organisiert. Darin verlangt Clinton, dass sie per Privatjet zu ihren Reden eingeflogen wird, am liebsten ist ihr ein knapp 30 Meter langes Flugzeug vom Typ Gulfstream 450. Sie übernachtet in der Präsidentsuite, ihre Mitarbeiter reisen erster Klasse, und ein Stenograf schreibt jedes ihrer Worte mit. Die Kosten trägt der Veranstalter.

Die Clintons und die Deutsche Bank, das ist auch die Geschichte einer langen Freundschaft. In den Neunzigerjahren beschlossen die Vorstandsvorsitzenden



Ehepaar Clinton 1993: Abgehoben wie Frank und Claire Underwood

enrechte seien Menschenrechte, die beiden zu trennen sei „nicht länger akzeptabel“. Die Reaktionen waren euphorisch, ihre Worte wurden zu einem globalen Manifest der Gleichberechtigung.

„In diesem Moment hat sie realisiert, dass sie etwas bewirken kann für Menschen“, sagt Verveer. Clintons Bewerbung für das Weiße Haus begann in jenem Herbst in China.

Die Lektion von Peking lautete allerdings auch, dass überall Widerstand lauert, auch in den eigenen Reihen – Widerstand, gegen den man sich durchsetzen muss. Es ist eine sehr männliche Art, Politik zu machen. Clinton beherrscht sie bemerkenswert gut, wirkt dabei aber oft unnahbar und arrogant.

Die Hillary, die Verveer beschreibt, hat wenig gemein mit der Politikerin Clinton. Verveer zeichnet das Bild einer warmherzigen Frau mit viel Mitgefühl für andere Menschen. Sie sei zwar ein „wonk“, so Verveer, eine Aktenfresserin, ein Nerd, verliebt in die Details von Politik. Aber sie könne auch leidenschaftlich und überraschend lustig sein. „Wenn sie etwas komisch findet, lacht sie manchmal geradezu hysterisch.“ Es sind Seiten, die Hillary Clinton nicht öffentlich zeigt, die sie er-

Hilmar Kopper und Rolf Breuer, die Deutsche Bank einzureihen in die Elite der amerikanischen Investmentbanken – mit zunächst großem Erfolg.

Den Lauf, den die Frankfurter bis 2007 in den USA hatten, verdankten sie auch Bill Clinton. Er schaffte Ende der Neunziger das Trennbankengesetz ab und erlaubte Großbanken, spekulative Handelsgeschäfte zu betreiben. Und Clinton war es auch, der wie sein Nachfolger George W. Bush den amerikanischen Häuserboom befeuerte und der Deutschen Bank in den USA damit märchenhafte Gewinne bescherte. Die Deutsche Bank lud den Expräsidenten in dieser Zeit zweimal als Redner ein, für 150 000 Dollar pro Rede.

„Für die Banken sind diese Events eine lohnenswerte Investition“, sagt Peter Schweizer, der in seinem Buch „Clinton Cash“ das Finanzimperium beschreibt, das die Clintons im Laufe der Jahre errichtet haben. „Sie bekommen den direkten Zugang zu Hillary und Bill, können ihre Anliegen vortragen und bezahlen dafür weit weniger, als wenn sie eine Lobbyagentur beschäftigen würden.“

Gute Beziehungen zur Politik hat die Deutsche Bank bitter nötig. Nach dem Platzen der Immobilienblase im Jahr 2008 nahm die amerikanische Politik ag-

gressive Investmenthäuser wie die Deutsche Bank ins Fadenkreuz. Für die Beteiligung an Zinsmanipulationen wurde das Institut von US-Behörden zur Zahlung von 2,1 Milliarden Dollar verdonnert. Weitere hohe Geldbußen stehen noch aus.

Dem Verhältnis der Frankfurter zur ehemaligen First Family tat das keinen Abbruch: Noch 2010 schwärmte Bill Clinton auf der Bühne von „meinem Freund Joe“. Gemeint war der damalige

Sogar deutsches Steuergeld gelangte über die Spendenstiftung in das Finanzimperium der Clintons.

Vorstandsvorsitzende Josef Ackermann. Die Deutsche Bank bezahlte in den Jahren darauf für vier weitere Reden der Clintons.

Die Deutsche Bank ist nicht das einzige deutsche Unternehmen, das bis heute enge Verbindungen zu den Clintons pflegt. Seit dem Ende von Bills Präsidentschaft betreibt die Familie eine Spendenorganisation – die Clinton Foundation ist eine der größten gemeinnützigen Stiftungen der Welt. Unter den Geldgebern sind deutsche Konzerne wie Autobauer Daim-

ler, der über seine amerikanische Tochterfirma im Jahr 2010 knapp 550 000 Dollar für ein Erdbebenopferprojekt spendete. Auch Bayer und Siemens tauchen in den Spenderlisten der Stiftung auf, ebenso Formel-1-Weltmeister Michael Schumacher.

Sogar deutsches Steuergeld gelangte über die Spendenstiftung in das Finanzimperium der Clintons: 2014 zahlte das Bundesumweltministerium 1,7 Millionen Dollar für ein Landwirtschaftsprogramm in Ostafrika. Die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit überwies 2,7 Millionen Dollar für eine Anti-Aids-Kampagne in Malawi. Doch nur die Deutsche Bank zahlte den Clintons Geld auf private Konten.

Gute Gagen kassierte Bill schon direkt nach seiner Zeit im Weißen Haus – damals waren seine Kontakte nach Washington noch frisch. Gegen 2007 waren Clintons Reden gerade noch rund 150 000 Dollar wert. Als Hillary ein Jahr später zur Außenministerin berufen wurde, stiegen auch Bills Einnahmen wieder. Die Honorare der beiden erreichten ihren Höchststand, als sich 2014 abzeichnete, dass Hillary noch einmal für die US-Präsidentschaft antreten würde. In diesem einen Jahr nahmen beide zusammen 25 Millionen Dollar ein.

Martin Hesse, Paul Middelhoff